

Der Himmel ist schön undurchdringlich wie Marmor

Ganz unbeabsichtigt hat das Bucerius Kunst Forum mit der Ausstellung „Wolkenbilder“ die Ausstellung zu diesem Sommer geschaffen: der verdunkelte und verregnete Hamburger Sommerhimmel wurde so wenigstens noch unter kunsthistorischen Gesichtspunkten zum Studienobjekt. Jetzt strahlt die Sonne und unter dem hohen, weiten Himmel des Spätsommers eröffnen wir heute eine zweite Ausstellung zum Thema mit dem Titel: „Der Himmel ist schön, undurchdringlich wie Marmor.“

Was in der Gedichtzeile von Michel Houellebecq als so undurchdringlich beschrieben wird, ist weniger die physische als vielmehr die meta-physische Substanz des Himmels. Oder besser gesagt: in der Beschreibung seiner physikalischen Verfasstheit ist auch immer ein Stück einer dahinter liegenden Bedeutungsdimension mitgemeint, ist doch der Himmel wie kaum etwas anderes gleichzeitig geographischer Ort und Nicht-Ort, er ist das räumliche „Darüber“ und das zeitliche „Drumherum“: denn im Himmel löst sich auch unser Wissen vom Weltall auf und die ganze Geschichte vom Urknall mit der raumzeitlichen pulsierenden Ausdehnung und Schrumpfung des Alls. Der Himmel ist also die Grenze zur Unendlichkeit und zum Unerklärbaren, nicht weil es sich naturwissenschaftlich nicht fassen ließe, sondern weil er die Grenzen unseres raumzeitlichen Denkens überschreitet: Wir können es uns nicht mehr vorstellen, es wird abstrakt. Den Alten schien er wie ein Zelt zu sein, durch dessen Löcher die Sterne blinken; andere sahen ihn als festes Firmament, an dem sie klebten. Und den Galliern schließlich schein er gar so substanzvoll, dass sie fürchteten, er könne ihnen auf den Kopf fallen. Früher war er Wohnsitz der Götter und Ursprung des Wetters, weshalb die Alten beides gleichsetzten. Was abstrakt war, wurde personifiziert, um es begreifbar zu machen. Und letztlich hat uns auch die moderne Wetterforschung nur marginal über die Bauernweisheit hinausgebracht „Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sich das Wetter oder es bleibt, wie's ist“. Trotz allem: es bleibt alles beim Alten - der Himmel bleibt unbegreifbar und alles Gute kommt von oben.

Meta-physisch also: so nähert sich diese Ausstellung dem Himmel, wobei sie nicht nach den Göttern fragt. Der Himmel ist nicht so sehr das Thema, sondern vor allem ein Modell für vieles, was auch die Kunst bewegt und beschäftigt: für das Licht, für die eigentümliche Verschränkung von stofflicher Substanz und immaterieller Phänomene, für die Dialektik von Raum und Fläche, von Schweben und Haften, von Ferne und Nähe, von Form und Formlosigkeit und von Abstraktion und Figuration. Ganz allgemein gesprochen für die diffuse Grenze zwischen rationaler Erklärbarkeit und irrationalen Erscheinungsformen einer Welt, die nicht in den wissenschaftlichen Modellen aufgeht, sondern anderer Näherungsweisen bedarf, wie sie auch die Kunst sucht. Und nicht zuletzt steht er für die menschliche Dialektik von Träumen und Wachen, die der Himmel mit seinen ins Unbestimmte verschwebenden Erscheinungen und gleichzeitiger – gelegentlich auch wetterbedingter - Klarheit erzeugt: er ist immer noch eine Projektionsfläche für Phantasien, Sehnsüchte und Visionen.

Mit einem Dreiklang hebt die Ausstellung an, der buchstäblich den Horizont öffnet: links ein großformatiges Ölbild von Anna Gudjonsdottir, rechts drei kleinformatige Arbeiten von Inge Krause, und in der Mitte eine Plastik von Berta Fischer. Anna Gudjonsdottir schreibt mit winzigen, tupfenden Pinselstrichen in die offenbar noch nasse graue Farbe, mit der sie die Leinwand in breiten Anstreicherstrichen überzogen hat, eine Landschaft förmlich ein: die Landschaft schält sich so buchstäblich aus der Farbsubstanz heraus, die eben durch die Anstreichermanier als Malmaterial gekennzeichnet ist, eine doppelte Paraphrase auf die Formgenese aus der Malerei wie auf die Landschaftsgenese aus der Atmosphäre, die schon im 17. Jahrhundert als Mittel der Raumstrukturierung für die Landschaftsmalerei eine wichtige Rolle gespielt hat. Inge Krause legt ihren Wolkenbildern recht grobe Graphitzzeichnungen zugrunde, die sie mit mehreren Schichten Acryllacks überzieht. Der Effekt ist erstaunlich: ähnlich wie die Luftschichten optische Phänomene am Himmel erzeugen, entsteht durch die Lackschichten eine Tiefenwirkung, in der die Wolken sich als plastische Formen räumlich ausbilden und gleichzeitig atmosphärisch detailliert, ja fast „naturgetreu“ formlos formieren. Dazwischen hängt ein filigranes Gebilde von Berta Fischer aus einem offenbar einzigen Acrylglasshalm, ein chaotischer, strudelnder Wirbel, der sich wie eine Windrose oder eine Sturmwolke von der Decke dem Boden entgegenstürzt, eine Abkürzung von Expansion und Bewegung im Raum, die das Verhältnis von Schwere und Schweben, von Materie und Erscheinung thematisiert. Projektionsfläche persönlicher Visionen ist der Himmel bei Inga Svala Thorsdottir und Judith Hopf. Judith Hopfs Video „Hey Produktion“ ist eine Art postmodern gebrochener Schöpfungshymne, in der sie spielerisch und leicht ironisch mit surrealen Versatzstücken die Befruchtung der Erde durch eine Regenwolke symbolisiert, der eine Art rituelle Fruchtbarkeitstanz folgt. Inga Svala Thorsdottir hat in dem imaginären Ort „BORG“ Lichtmessungen vorgenommen und sie ausgestellt, ein absurder Kontrast von naturwissenschaftlich exakter Wirklichkeitsbeschreibung und dem Reich der Phantasie, das eigentlich andere Projektionen erwarten lassen würde als ausgerechnet die wissenschaftlicher Messungen von etwas, was überdies nicht messbar ist: denn „BORG“ ist ein imaginärer Ort der Sehnsüchte.

In den Landschaftsbildern von Mari Susanne Kollerup, Linda McCue und Kailiang Yang ist der Himmel im klassischen Sinne Stimmungsträger: bei Kollerup dräuend dunkel über dichten Gräsern, aus denen man die Geschöpfe der Nacht herauszutreten erwartet; apokalyptisch breitet er sich bei McCue über einer Landschaft mit Kalenderblättern als drohendes Sinnbild der Vergänglichkeit aus und weitet sich über dem Wogenbild von Yang als Sinnbild der allumfassenden Naturgewalten. Dörte Hausbeck formt die wolkenbegränzten Berggipfel aus großfotokopierten Farbfotos und materialisiert das Abgebildete dadurch gleichsam aus sich selbst heraus als dreidimensionales Relief. Helene Appel bleibt im Abstrakten mit ihren amorphen Formen, die sie auf ein Gitterraster setzt – eine ortlose Umschreibung räumlicher Verortung im Unbestimmten, von Figur und Grund im Raum.

Marc Lüders' Kombination von Fotografie und Malerei sucht besonders in der Gegenüberstellung von fotografierter Landschaft und gemaltem Wolkenhimmel jedem Medium seinen geeigneten Ort wiederzugeben: die Malerei ist dabei das Medium, was sich durch seine Skizzenhaftigkeit dem Atmosphärischen als kongenial erweist. Ganz anders versucht Achim Hoops dem Atmosphärischen habhaft zu werden: nicht in einem bestimmten Medium, sondern in den einzelnen Ereignissen zugrunde liegenden kollektiven Sehnsuchtsbildern bannt er das, was als Erscheinung jenseits des unmittelbar Sichtbaren an andere, tiefere Schichten rührt.

Ebenfalls dem Atmosphärischen auf der Spur ist Eckhard Karnauke, der mit drei verschiedenen, an drei unterschiedlichen Orten aufgenommenen Fotos von immer der gleichen Sonne gleich zwei Fragen stellt: die nach dem Verhältnis vom Licht in der Luft, das uns so oft ortsspezifisch unterschiedlich erscheint und ganze Künstlergenerationen zu Pilgerreisen veranlasst hat, zu seiner immergleichen Quelle und die nach dokumentarischer Erfassbarkeit dieser Lichtquelle, die in einem umfassenden Sinne lebensspendend und damit auch ein Quell der Inspiration ist, den man zwar fotografieren kann, dessen Kraft sich aber erst in den Ergebnissen zeigt. Stephen Mückes zufallsgenerierte Abfolge eines Blitzlichtes thematisiert dasjenige, was das Sehen überhaupt erst ermöglicht und es gleichzeitig verhindert: das Licht zwischen Beleuchtung und Überblendung.

Gunnar Reski lässt in seinem Video geflügelte Dichterworte in irisierenden Seifenblasen amorph durch die Landschaft wabern, die die Wirklichkeit nur metaphorisch umschwimmen und sich in der Berührung auflösen:

*Man frage nicht,
was all die Zeit ich machte.
Ich bleibe stumm
und sage nicht warum.
Und Wort, das traf
man spricht nur aus dem Schlaf
und träumt von einer Sonne, welche lachte.
Es geht vorbei
nachher war's einerlei.
Das Wort entschlief
als jene Welt erwachte.*

Katja Kelm schließlich schnürt all die geflügelten Worte zu einem gefiederten Ball, einem amorphen Päckchen von Engelsschwingen oder Wolkenflocken, das unter der Decke an einer Schnur hängt. Sie ist an einem großen Zeh festgebunden, der unter einer Bettdecke hervorlugt. Dass dem Dichter unter der Decke nur ja niemand die Gedanken klaut. Doch wenn der im Traum, der bekanntlich der Schlaf der Vernunft ist, mit seinem Zeh wackelt, dann öffnet sich der Ball vielleicht und breitet seine Schwingen aus. Oder es schneit wie im Märchen. Alles Gute kommt von oben.

8. September 2004 Veronika Schöne

„Der Himmel ist schön, undurchdringlich wie Marmor.“

temporär:
Kaiser-Wilhelm-Straße 57-61
20355 Hamburg

Eröffnung: 8. September 2004, 19 Uhr
Dauer der Ausstellung: 9. bis 28. Sept.
Öffnungszeiten: Di bis Sa, 14 bis 18 Uhr